



Nr. 94

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 23. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsbörn.

Fortsetzung.

„Rudolf!“ Sie warf sich vor ihm nieder und barg das Gesicht auf seinen Knien.

„Sei doch ruhig Gertrud, wozu quälst Du mich — ich kann das Weinen nicht leiden!“

„Ich habe Heimweh!“

„Ach geh!“

Er sagte es nicht unfreundlich, aber Gertruds Heimweh wurde zu einem brennenden Schmerz — sie griff nach Rudolfs Hand — da sprang er auf.

„Zieh' Dich an, Gertrud!“

Die neue Heimath lag vor ihr, wie eine Wüste, wie ein verzaubertes Leben, aus dem plötzlich jeder Lichtstrahl verfliegt, vor dem es einem graut und efelt. Die Thränen strömten über ihre Wangen. Sie beugte sich über das Waschbecken, um das Gesicht vom Reifestaub zu reinigen, damit sie anständig beim Essen erscheine, aber sie weinte unaufhörlich in die nassen Hände hinein und konnte nicht still werden.

Rudolf stieß mit dem Fuß einen Koffer zur Seite, in dem er gewühlt hatte.

„Wo hast Du denn meine Hemden hingepackt?“

Gertrud erschrak.

„Verzeih, daß ich Dir nicht alles zurecht gelegt habe, ich weiß nicht wo mir der Kopf steht.“ Und schnell zog sie einen anderen Koffer hervor, in dem Rudolfs Wäsche sorgfältig geordnet bei einander lag. Sie nahm Hemd, Kragen und Manschetten heraus und knöpfte alles zurecht, daß Rudolf nur hinein zu schlüpfen brauchte. Dann trat sie vor den Spiegel und fuhr sich mit der Bürste über die hellgelben, seidenweichen Haare.

Sie hätte ihren Anzug wechseln sollen, denn er war zerdrückt und verstaubt, aber sie besaß nichts als ihr Reiseskleid. Rudolf hatte es in Buenos Aires in einem Confectionsgeschäft fertig gekauft, und Gertrud kam sich darin vor, wie eine übermäßig elegante Dame, denn ein städtisches Kleid war bis dahin noch nie auf ihren Leib gekommen. Zu Hause ging sie in einem selbstgenähten einfachen Anzug, wie die Mutter und die kleinen Schwestern; auch ein Nieder besaß niemand von ihnen — sie lebten ja ganz einsam auf ihrer Hacienda.

Rudolf erlaubte nicht, daß Gertrud auch nur ein einziges Stück ihrer Garderobe mit nach Oesterreich nehme, er behauptete, sie könne sich in solchem Anzug dort nicht sehen lassen und versprach, ihr in Wien alles neu zu kaufen. Vorläufig staffirte er sie in Buenos Aires zur Reise aus, und Gertrud hatte Mühe sich an die Kostbarkeiten zu gewöhnen in denen sie sich damals so fremd vorkam, wie jetzt in der neuen Heimath.

„Muß ich Handschuhe anziehen?“ fragte sie Rudolf.

„Ich glaube gar! komm jetzt.“

Rudolf ging voran, er kannte den Weg ins Speisezimmer, aber Gertrud kam alles beängstigt fremd vor, und sie erschien sich als ganz unberechtigt, durch das vornehme Haus zu schreiten. Im Speisezimmer stand die gedeckte Tafel mit funkelnenden Kristallgläsern und blinkendem Silber, und das schneeweiße Damasttuch hing breit über den Tisch herab.

Die ganze Familie war schon versammelt

(Nachdruck verboten.)

„Endlich!“ sagte Frau Mathilde, als Rudolf und Gertrud eintraten. Sie setzte sich an das obere Ende des Tisches und lud Graf Fluens ein, an ihrer rechten Seite Platz zu nehmen.

Links sollte Rudolf sitzen.

Gisela war auf Gertrud zugeeilt und nahm ihre beiden Hände, die sie hielt und streichelte, wie ein armes aus dem Nest gefallenes Vögelchen. Nur einen Augenblick stand sie der Schwägerin so gegenüber, dann zog sie Gertrud an den Tisch — zwischen ihr und Onkel Joachim sollte sie sitzen, zwischen den beiden Pfeilern, die das Dach über ihrem Haupte stützen wollten.

Auf Giselas anderer Seite saß Graf Fluens — er legte einen Strauß feuerrother Rosen auf ihren Teller.

In der letzten schlaflosen Nacht war er einig mit sich geworden, das stumme Werben aufzugeben. Es war ihm der Gedanke gekommen, Gisela könne seine Huldigungen als bloße Gaskaterie auffassen, ohne an seine redlichen Absichten zu glauben, und mit dieser Vermuthung motivirte er ihr Zurückweichen vor seinen Annäherungen. Er meinte, ihre Denkweise zu begreifen. Lagen doch ihre gegenseitigen sozialen Standpunkte so weit von einander ab, daß es ein Ungewöhnliches war, sich für immer, für die ganze Dauer des Lebens die Hände zu reichen. Er gab sich der Ueberzeugung hin, Gisela würde ihr Wesen gegen ihn ändern, wenn sie wüßte, daß er willens sei, ihr alles, was er besaß, in Ehren zu Füßen zu legen — daß er sie zur Herrin machen wollte über sein Herz, sein Wappen und seine Güter.

Er legte den Rosenstrauch auf ihren Teller und sah sie an mit dem Blick, der statt aller Sprache wie ein Bedürfnis aus der Seele steigt.

Gisela verstand ihn — sie hatte ihn immer verstanden. Es war ihr nie in den Sinn gekommen, seine Hand als zu vornehm für sich zu betrachten, aber es bereitete ihr Verlegenheit ihn das fühlen zu lassen; deshalb war sie ihm ausgewichen, so oft er ins Schloß kam oder sie im Park verfolgte.

Sie wich seinem Blick auch jetzt aus — es ging eine Befangenheit durch ihr ganzes Wesen, und Onkel Joachim deutete das zu Graf Fluens Gunsten, denn nachdem er Menschenkenner war, sagte er sich, daß ein Graf, der sich in kommerziellen Kreisen so eifrig um Gunst bemühe, ein Sonderinteresse im Auge haben müsse, und er verfiel sofort auf die nächstliegende Ursache.

Gertruds Augen trauten sich nicht aufzuschauen. Sie fürchtete immer, daß ihre Thränen hervorbrechen würden, denn Frau Mathildens Stimme that ihr weh — sie hatte keinen mütterlichen Klang, nichts von den eigenthümlichen Lauten, die niemand eigen sind, als einer Mutter, und nach denen Gertrud sich mit ihrem armen Herzen so unaussprechlich sehnte. Ganz, ganz verlassen kam sie sich vor, und doch saß Rudolf, mit dem sie übers Meer gezogen war, drüben am Tisch.

In Amerika, in der argentinischen Einsamkeit, hatte er sie gehätselt und geliebt, daß sie sich oft vor den Eltern und Geschwistern schämte. Er hatte sie manchmal so lieb, daß sie vor Verwirrung gar nicht zu sich kommen konnte, bis sie's Rudolf endlich fast glaubte, daß er ohne sie nicht leben könne. Da kam sie sich vor, wie ein wichtiges Persönchen, und fühlte sich herausgewachsen aus der ganzen Kindheit.

Als Rudolfs Heimweg begann und er Pläne schmiedete, nach Oesterreich zurückzukehren, merkte sie, daß er sie nicht mitnehmen wolle. Er sagte, die zweite Reise sei zu beschwerlich, und er könne es nicht übers Herz bringen, sie solchen Strapazen aussetzen, deshalb möge sie auf der Hacienda bleiben und der Mutter helfen, die Kleinen zu erziehen.

Viele, viele Tage hatte Gertrud das Geheimniß vor Vater und Mutter gehütet, denn Rudolf wollte nicht, daß von seiner Abreise gesprochen werde; er sagte, der Abschied fiele ihm so schwer, daß er nicht vertragen könne, daran erinnert zu werden. Als er aber anfang in seinem Koffer zu kramen, mußte Gertrud weinen, und sie vertraute sich der Mutter.

Die Mutter aber sagte es dem Vater, und da wurde Herr Knopp, der sich sonst nur um seine Felder kümmerte, so zornig, wie er noch nie in seinem Leben gewesen war.

Er rannte zu Rudolf in das Zimmer, das er mit Gertrud bewohnte und donnerte dort mit seiner tiefen Stimme so laut, daß Gertrud es im Hofe hörte, wo sie gerade die Hühner fütterte.

Athemlos vor Angst warf sie das Futterkörbchen zur Erde und flog die Treppe hinauf.

Sie hörte gerade noch, wie der Vater sagte: „Wenn Du reisen willst, so nimmst Du Gertrud mit, oder ich lasse Dich verhaften! Sie ist Deine Frau, und ich will nicht, daß sie in Schande hier zurückbleibt, denn ich halte auf Ehre.“

Gertrud hatte die Worte durch die geöffnete Thür gehört; sie wagte nicht einzutreten, und versteckte sich in einem Winkel, bis der Vater die Treppe hinunter war — dann schlich sie auf den Zehen zu Rudolf. Er lag mit dem Kopf auf der Tischplatte und weinte, daß Gertrud vor Mitleid neben ihm niederkniete und ihm Trost zusprach, gerade so, wie es ihr einfiel und sie legte ihren Kopf an den seinen und streichelte ihm die Wangen.

Da wurde Rudolf plötzlich wieder von seiner alten leidenschaftlichen Bärtlichkeit erfaßt — er nahm Gertrud auf den Schoß und küßte sie ganz außer sich. Du gehst mit mir nach Oesterreich, Gertrud!“

6. Kapitel.

Das Speisezimmer war ein großer, sommerlicher Raum mit hohen Fenstern und einer Glashür, die direkt in den Park führte. Die Flächen der Wände waren bemalt. Sie stellten Jagdszenen aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts vor: Männer im Jägergewand wie sie mit der edlen Meute zur Jagd ausziehen, oder das erlegte Wild zu ihren Füßen.

Auf allen Wänden figurirte eine scharlachroth gekleidete Dame — das war die Urgroßmutter des gräflichen Besitzers — eine eifrige Jägerin, und Vertraute der großen Kaiserin Maria Theresia.

Herr von Heidenbruck war sehr stolz auf diese Wandgemälde, und da er schon seit zwanzig Sommern als Pächter im Schlosse lebte, sprach er die historischen Gestalten gewissermaßen als seine eigene Vorfahren an.

Rudolf blieb nach dem Essen vor den Wänden stehen und betrachtete sie schweigend. Sie kamen ihm ganz verändert vor. Früher, in seiner Kindheit, hatte er die Männer in ihrer Tracht bewundert, und später, als junger Mensch, schwärmte er für die scharlachrothe Jägerin mit den großen Feueräugen — er dachte sie sich als ein wunderbares, freies Weib, den Kopf voller Romantik und Tollheit, und er wünschte sich, ihresgleichen im Leben zu finden — ganz so schön — ganz so toll.

Jetzt spielte ein müdes Lächeln um seinen Mund. Er dachte mit Ironie an seinen einstigen Enthusiasmus. Das Leben kam ihm schal und dürrig vor — alle Romantik hatte sich in nüchterne Dinge aufgelöst, — er konnte sich für nichts mehr begeistern.

Träge trat er in den Park, wo die Andern im Schatten herrlicher Kastanien beim schwarzen Kaffee saßen.

Die Sonne lag heiß brennend über dem Tage. Der ganze Park funkelte von reflectirten Strahlen. Jede Baumblythe hob sich prangend aus dem Junigrün hervor, aber durch die Laubmassen der alten Kastanien unter denen der Kaffeetisch gedeckt war, fiel ein tief smaragdnes Licht.

Herr von Heidenbruck und Graf Fluen hatten die Hüte abgenommen, aber Onkel Joachim trug den seinigen, ganz von der Stirn zurückgeschoben, tief hinten im Nacken.

Frau Mathilde stichelte an einer Stiderei auf ungleichen Leinen. Sie that das, weil sie nicht müßig sitzen konnte, denn wirkliche Freude fand sie nicht an den Erzeugnissen ihrer Nadelkunst, weil das unnütze, sehr entbehrliche Lädenbüßer waren, die ihr immer den Vorwurf der Zeitvergeudung predigten.

Sie hätte lieber Wäsche gestickt, wenn das für eine große Dame schicklich wäre. Die ungleichte Stiderei wurde auch nur hervorgeholt, wenn man Gäste hatte und im Garten saß.

Abwärts auf einem Nebentischchen stand Giselas Arbeitskorb durch dessen halb geöffneten Deckel bunte Wolle und zwei dicke

Schildkroten abeln hervorsahen; aber Gisela dachte heute nicht daran, ihre Hände zu beschäftigen. Neben ihr auf der Gartenbank saß jemand, der sie um alle ihre Ruhe brachte — Graf Fluen — und auf der anderen Seite Gertrud, das verzagte Geschöpfchen, mit dem sie am liebsten hinuntergelaufen wäre in den Park, in die tiefe Einsamkeit, wo es niemand gesehen hätte, wenn sie es in die Arme geschlossen und geliebt hätte.

Sie hielt Gertruds Hand fest in der ihren und sprach kein Wort.

Onkel Joachim ließ auch niemand zu Worten kommen, er hatte so viel Schnacks zu erzählen, daß man lachen mußte, selbst wenn es einem garnicht Ernst mit dem Lustigsein war.

Als Rudolf aus dem Speisezimmer trat, wurde Onkel Joachim noch vergnügter: „So sind wir nun endlich einmal alle wieder beisammen, wie in alten Zeiten!“ Er sprang Rudolf entgegen und zog ihn mit beiden Händen zum Tisch. „Alter Junge, schau, es geht doch nichts in der Welt über Oesterreich!“

Rudolf ließ sich schlaff auf einen Sessel nieder — er fühlte auch für Oesterreich keinen Enthusiasmus mehr, und das fränkte Onkel Joachim, denn er war einer von denen, die sich ganz verwachsen fühlen mit dem österreichischen Boden, denen es im Ausland nie recht wohl wird, und die sich zum Zorn hinreißen lassen wenn Landsleute liebäugeln über die Grenze schießen oder einer Nachbarnation alles nachmachen wollen. In ihm war alles Gefühl österreichisch — er hatte sich in Stide hauen lassen für Kaiser und Vaterland, und wenn ein Werkelmann auf der Gasse die Melodie: „O, du mein Oesterreich“ herunterspielte, dann machte er das Fenster auf und warf dem Straßenkünstler ein Geldstück vor die Füße.

Er hätte Rudolf in allem Ernst fragen mögen, ob's ihm denn nicht wohl sei, endlich wieder daheim unter den alten Bäumen, im altvertrauten Kreis zu sitzen, aber es war seine Art, ernste Dinge nie in geselligen Circeln zu erörtern, und deshalb machte er wieder ein lustiges Gesicht und schob den Hut noch ein Stück tiefer in den Nacken.

Herr von Heidenbruck war gewöhnt, ein Nachmittagschlächchen zu machen, und deshalb fielen ihm die Augen zu — er hörte kein Wörtchen von der ganzen Unterhaltung der Andern, und das war gut für ihn, denn was ihm auf diese Weise entging, war nichts Heiteres.

Frau Mathilde beobachtete Rudolf, wie er so schlaff auf seinem Sessel lauerte. Das grüne Licht, das durch die Bäume fiel, ließ sein Gesicht jetzt ganz fahl erscheinen, denn die Erregung des Heimkehrens, die vorhin helle Röthe auf Stirn und Wangen gezaubert, war verfliegen. Das machte Frau Mathilde besorgt — es erwachte plötzlich das Gefühl in ihr, das sie einst gehabt, als Rudolf noch ein Knabe war, lange, bevor sein zügelloser Sinn die schroffe Spannung zwischen ihm und ihr erzeugte — jenes Muttergefühl, mit dem sie ihn gehütet und geliebt, mit dem sie das zarte, weiche Körperchen in ihrem Arm gehalten und seinem Gedeihen jede Sorge gewidmet.

Nun sah er da wie ein verrückter Mann — alles an ihm schlief — die Haltung, das Gesicht, die Kleider! Und sein schönes dunkles Haar ganz schlüßter, nur spärlich um die Gläse gekräuselt.

Sie dachte daran, wie unermüdlich sie gekämpft, ihn zu einem nützlichen Menschen zu erziehen, und wie das alles fehlgeschlagen sei, weil ihr Gatte dem Knaben jeden Willen gelassen und nun eigentlich Schuld an dem furchtbaren Vorfall trage. Ein unsinniger Zorn gegen den Mann, der sein Mittagschlächchen abschlummerte, kam über sie.

Rudolf wurde unruhig unter ihren beobachtenden Blicken, er griff nach dem Cigarrenkistchen, das auf dem Tische stand und nahm eine Havanna.

„Nicht rauchen!“ bat Gertrud plötzlich erschrocken.

Rudolf überhörte die Mahnung, er bat Onkel Joachim um Feuer — aber da sprang Gertrud auf und faßte seinen Arm.

„Rudolf, Du darfst nicht rauchen!“ Sie rang ihm die Cigarre ab und legte sie ins Kistchen zurück.

Nun duckte sich Gertrud wieder auf die Gartenbank neben Gisela nieder und war über und über roth vor Verlegenheit.

Onkel Joachim that einen Ausruf: „Solches Frauchen, nein die Courage! Hat den ganzen Mann im Sack! — Warum soll denn Rudolf nicht rauchen?“

Gertrud wollte nicht antworten, aber nun that auch Frau Mathilde dieselbe Frage, nur nicht in dem gemüthlichen Ton, wie Onkel Joachim, sondern ganz, ganz anders — so wie jemand, der einer Sache auf den Grund gehen will.

„Die Aerzte haben es verboten — er ist ja noch garnicht ganz hergestellt.“

„So?“ sagte Frau Mathilde in ihrer Art bewegt, aber aus dem Wörtchen klang eine furchtbare Bitterkeit.

(Fortsetzung folgt.)



AM HÄUSLICHEN HERD

Die Zubereitung des fleisches.

Die Zubereitung der Speisen und namentlich des Fleisches in unserer modernen Küche schließt gar nicht so große Fortschritte in sich, wie man beim Anblick der pompösen Speisefarten großer Hotels oder Restaurants denken möchte. Ein Sachverständiger, d. h. ein solcher, der über den Nährwert einer Speise ein Urteil abzugeben berechtigt ist, hat jüngst den Ausspruch getan, daß unsere Küche noch heute manches von den sogenannten Wilden lernen könnten. Auch sei die Zubereitung des Fleisches durch Einführung der Sparlochapparate und der Gasocher neuerdings erheblich zurückgegangen. Als bestes Verfahren der Fleischzubereitung ist das Rösten anzusehen, das offen vor dem Feuer geschieht. Der Vorzug des Röstens liegt nicht in einer Einbildung, sondern der Geschmack eines so behandelten Fleisches ist viel besser, sein Gewebe im allgemeinen zarter als bei gebratenem oder gekochtem Fleisch. Nun ist es aber eine unbestreitbare Tatsache, daß der Geschmack und die Zartheit des Fleisches in wesentlichem Zusammenhang mit der Verdauungsfähigkeit und somit auch mit dem eigentlichen Nährwert stehen. Ohne Glust ist die Verdauung träge, und es ist mehr als eine Redensart, wenn man sagt, daß die Verdauung schon vor dem Essen beginne. Ganz gewiß werden die Vorzüge der Verdauung in unserem Körper schon beim bloßen Anblick einer unsere Glust reizenden Speise erregt, ebenso durch einen appetitlichen Geruch. Es ist sogar wissenschaftlich nachgewiesen, daß der Anblick gut zubereiteter Gerichte unmittelbar eine Ausscheidung von Magensaft veranlaßt, demnach die Maschinerie der Verdauung in Bewegung setzt. Selbst wenn im übrigen der Nährwert des Fleisches in den verschiedenen Arten der Zubereitung derselbe bliebe, so würde demnach das Verfahren doch von ausschlaggebender Bedeutung für die Bekömmlichkeit der Speise sein. Als das Ideal eines Bratens schäßen alle, die es kennen, das Ergebnis der bei den Naturvölkern üblichen Art allmählicher Röstung durch heiße Steine. Das Fleisch erhält dadurch eine so köstliche Beschaffenheit, wie sie ihm vielleicht durch den gelibtesten Koch und mit den feinsten modernen Mitteln nicht gegeben werden kann. Das Geheimnis liegt dabei in dem langsamen Kochen des Fleisches, und aus demselben Grunde ist das Braten am Rost dem Braten im Ofen weit vorzuziehen. Die langsame Durchhitzung des Fleisches hat einen ganz entschiedenen Vorteil in der Erhaltung des Nährwerts. Wenn die Tür eines in Benutzung befindlichen Bratofens aufgemacht wird, so strömt ein Dunst daraus hervor, der nicht unähnlich dem eines eben ausgeblasenen Talgluchs riecht, während der Geruch eines Bratens auf dem Rost stets angenehm ist. Im Bratofen wird das Fleisch abgeschlossen in heißer Luft gekocht, die die Neigung hat, das Fett in scharfe Stoffe zu zerlegen. Beim Rösten wird der Braten durch strahlende Hitze zubereitet, gleichsam durch ein Bombardement von Wärmewellen; während die Luft zwischen dem Braten und dem Feuer verhältnismäßig kalt sein kann, nimmt der Vorgang des Röstens seinen Fortgang. Die Gründe, weshalb das ausgezeichnete Zubereitungsverfahren, das allerdings bei uns immer verhältnismäßig wenig in Aufnahme gewesen ist, neuerdings noch seltener ausübt wird, liegen hauptsächlich in der größeren Bequemlichkeit anderer Zubereitungen, bei denen namentlich das fortwährende Begießen und andere kleine, aber wichtige Aufmerksamkeit der Bedienung fortfallen. Mit der Zeit aber wird doch wohl die hygienische Auffklärung auch in der Küche ein Wort mitzureden haben, und es muß darin wohl manches Verbesserungsbedürftig sein, wenn ein Hygieniker den Ausspruch tun kann, daß ein Arbeiter, der sein Stück Fleisch am Spaten über ein paar Holzschetten röstet, eine nahrhaftere und schmackhaftere Speise gewinnt, als wir sie gewöhnlich von unserem Kochherd erhalten.



AUS DEM REICHE DES WISSENS

Wirkung des Alkohols auf Tiere.

Ueber Versuche, durch die der französische Gelehrte Professor Gréhan die Wirkung des Alkohols auf den tierischen Organismus festzustellen sucht, macht ein Augenzeuge interessante Mitteilungen. Zunächst wurde ein junger Hund mit dem Rücken auf einen Tisch gestreckt und festgebunden. Dann wurden ihm mittelst einer langen Röhre 340 Kubikzentimeter einer zehnprozentigen Lösung von Wasser und Alkohol in den Magen gegossen. Das dauerte vier Minuten. Als der Hund befreit wurde, wedelte er mit dem Schweif und sprang lustig umher, als ob Alkohol das beste Getränk wäre. Nach zwanzig Minuten konnte man durchaus noch nicht bemerken, daß er getrunken hatte. Etwas Blut wurde ihm zur Untersuchung entzogen, und dann erhielt er seine Freiheit wieder. Als jedoch fast eine Stunde vergangen war, war sein Auge trübe, er war nicht mehr der muntere Hund von früher, sah schläfrig aus und ließ den Kopf hängen. Der Hund kam dann in eine primitive Hundehütte, wurde nach einigen Minuten aber wieder freigelassen. Er war jetzt deutlich betrunken, seine Schenkel schienen zu schwer, die Möbel standen ihm im Weg, und er stieß sich gegen Tisch und Stühle. Der Professor ließ ihn in den Garten tringen, und die frische Luft schien ihm gut zu tun. Er begann zu laufen, wurde aber bald müde und sank schwer nieder. Bald stand er wieder auf den Beinen und suchte tapfer das Gleichgewicht zu halten, aber nach einigen Minuten hatte der Alkohol die Herrschaft gewonnen, das unglückliche Tier überlugelte sich und lag bewegungslos wie ein Bild des Jammers da. Dann wurde der Hund hereingebracht, niedergelegt und sank bald in tiefen Schlummer. — Darauf brachte man Goldfische in Wasser mit Alkohol, in derselben Lösung, wie sie der Hund erhalten hatte. Zuerst waren sie sehr lebhaft und kreisten lustig, im Glase herum, aber das ungewöhnliche Element wirkte bald, sie fielen auf die Seite. Als der Rausch vollkommen war, sanken sie auf den Boden und lagen regungslos auf der Seite. Sie wären gestorben, wenn man sie in dem Alkohol gelassen hätte, aber nach einer halben Stunde im reinen Wasser waren sie wieder ganz nüchtern. Wassermolche wurden durch 20 prozentigen Alkohol betäubt. Ihre Schwänze ringelten sich auf, die Augen schlossen sich, und sie zeigten unverkennbare Zeichen von Alkoholvergiftung. Während sie sonst blickschnell von einer Seite des Glases zur anderen springen, bildeten sie auf dem Boden des Gefäßes eine wirre Masse und rührten sich nicht. Sie waren auch betrunken und mußten ins klare Wasser gesetzt werden, um wieder zu sich zu kommen. Der Zweck der Versuche des Professors ist, zu beweisen, daß der Alkohol, wenn er von Tieren absorbiert wird, dieselbe Wirkung wie auf Menschen hat; er verteilt sich schnell durch das Blut und die Gewebe und durchdringt den ganzen Organismus. Bei einer Untersuchung, die 10 Stunden nach dem Trinken von Alkohol vorgenommen wird, wird man Spuren davon im Blut finden, und auch noch nach 20 Stunden wird eine chemische Analyse das Vorhandensein von Alkohol offenbaren. Bei häufigem Genuß von Spirituosen wird also eine Menge Alkohol im Organismus aufgehäuft, die verheerende Folgen haben muß.

Kompaßpflanzen.

In den amerikanischen Prärien wächst eine kleine Art Sonnenblume, deren Blätter ihre Ränder stets nach Norden und Süden wenden; dasselbe ist bei dem Stachel-lattich der Fall. Die Kompaßpflanze wählt diese Blattstellung, weil bei derselben beide Blattseiten fast gleichmäßig Sonnenlicht erhalten. In den Wäldern von Neu-schottland gibt es sogar einen Kompaßbaum, „Jägers Kompaß“ genannt, dessen Blätter fast unveränderlich nach Norden und Süden weisen.



Sie
sparen
viel
Geld,

wenn Sie die so beliebten Trikothemden mit Vorhemden-
einsatz **bei mir** kaufen. Die Hemden sind aus
bester **leicht ägyptischer Maceo-Baumwolle**
(Pflanzenfaser) hergestellt und kosten in Sommer-
qualität bei Brustbreite von

96	102	108	114 cm
klein	mittel	gross	sehr gross
Mk. 3.25	3.50	3.75	4.— p. St.

Passende Vorhemden, Ia. Qual., 75 Pf. u. Mk. 1.—.
Anfertigung von Extragrößen in kürzester Zeit.

L. Schwenck, 9 Mühlgasse 9.

141

Carl Laubach & Co.

Fernsprecher 2335.



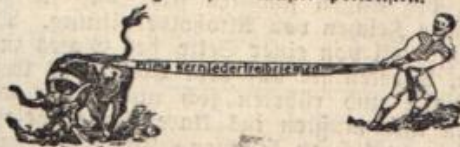
Fabrication von Wagen- und Pferddecken, Grattücher,
Schürzen etc.

Großes Lager in Maschinentreibriemen aller Art, für alle Betriebe,
sowie alle techn. Fabrikbedarfsartikel.

Eigene Sattlerei mit Reparaturwerkstatt.

Man verlange unsere illust. Preislisten.

876



Um mein grosses Lager in Tapeten und Linoleum

etwas zu räumen, habe ich die Preise

sehr billig

gestellt und bitte diese Offerte zu berücksichtigen.

Julius Bernstein, Wiesbaden,

Kirchgasse 54, nahe der Langgasse.

9291

Mein Telephon hat die Nr. 139.

J. Ehl, Bülowstraße 7.

Lebensmittel u. Weinkonsum,

Butter, Eier en gros. —

1494

Alle Sorten Oelfarben,

Reichfertig und festtrocknend, Spiritus- und Bernstein-Fußboden-
lacke, Bodenwische, Stahlspäne und Pinsel etc. empfiehlt
sämtlich in besten Qualitäten die

Drogen-, Material- und Farbwarenhandlung

von **Ed. Brecher,**

677

Neugasse 12.

Rohrstühle

kauft man gut und billig bei

A. May,

8 Mauergasse 8.

8 Mauergasse 8.

Ferner empfehle polirte u. lackirte Kleiderschränke, Vertikow,
sowie schön gearbeiteten Küchenschrank. 835

Habe mein Geschäft nach

Goldgasse 16. 2,

verlegt und bitte mir das seitherige Wohlwollen auch fernerhin zu be-
wahren. 731

Achtungsvoll

Gg. Lösch, Schuhmachermeister.

Asgart und Mittoart

und die schönsten Lieder der Edda

von **Friedrich Fischbach.**

Vorrätig bei **H. Heuss** in Wiesbaden. (M. 4.—.)

9832

Wegen Ersparnis der hohen Ladenmiethe

bin ich in der Lage, Schlafzimmer-Einrichtungen, einzelne
Betten, ganze Wohnung-Einrichtungen, Polster-, Kasten-
und Küchenmöbel aller Arten, Stühle zu billigen Preisen und
reeller Bedienung liefern zu können. 232

August Reinemer, Möbelgeschäft.

Wiesbaden, Albrechtstraße 22.

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co.

72

Sohheim bei Wiesbaden (Teleph. 771).

übernimmt Hotel-, Pension- u. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung,
kostenlose Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.

Neues Haus ausserst gemüthliche Lokalitäten.
Langgasse 43 Langgasse 43

„Malepartus“

Hotel u. Restaurant 1. Ranges

verbunden mit

Eadhaus mit eigener Thermalquelle.

Schönstes und feinstes Restaurant
am Platze

mit allem Comfort eingerichtet.

Ganz vorzügliche Weine.

Pilsener und Münchener Biere.

8900

Fernsprecher No. 904.

Die Direction.

Täglich frische la Austern.

Alle Delicatesen der Saison.



Nr. 17.

Donnerstag, den 23. April 1903.

18. Jahrgang

Eisiger Frühling.

Am warmen Ofen sitz' ich hier,
In tiefes Sinnen verloren.
Auf einer Foktour hab' ich mir
Die Fingerspitzen erfroren.
Das war doch Ostern, war Weihnacht' nicht,
Woher der Wind nun, der scharfe?
Ich habe doch selbst ein Lenzgedicht
Gesungen zur Neolscharfe. —

Der Wind pfeift auf dem Ofenloch,
Gasflammen flackern im Winde.
Ich braue und gieße immer noch
Mir einen hinter die Winde.
Ich trinke Punsch als Medizin,
Ausbauend der Dichtung Strophen.
Der Wind pfaucht heulend im Kamin,
Die Thüren klappern am Ofen.

Ja, Ostern war's. Hell prangt das Laub
Und Blümchen lächeln im Grafe.
Uns aber flog der Straße Staub
In Augen und Mund und Nase.
Wie hat der Wind uns durchgekühlt,
Indeß die Sonne gelächelt.
Zahnschmerzen hat er uns aufgewühlt
Und Gicht in die Beine gehächelt.

Dichtfarbene Kleidchen sah ich zieh'n
Und künstliche Blumengewinde.
Die Kleidchen flatterten hoch und kühn,
Die Blumen entfloß'n mit dem Winde.
Es jauchzt der Wind voll Ironie
In den gebranntesten Loden.
O Frühlingsluft, o Poesie,
Am warmen Ofen zu hocken!

Ich möchte weinen Tag und Nacht
Um all' die Blätter und Blütthen.
Da singt man nun: „Der Frühling lacht“
— Die Winde heulen und wüthen.
Doch heult' ich mit, wer weiß wie laut,
Es würde wohl wenig nützen.
Ich würde weder Laub noch Kraut
Mit meinen Thränen beschützen.

Drum lach' ich laut und heldenhaft
Und lasse das Jammern bleiben.
Ich spüre inwendig Frühlingskraft,

Die lustigsten Blütthen zu treiben.
Und freundlich lad' ich den Leser ein,
Er lerne die Täuschung verschmerzen.
Mag's draußen frostig und stürmisch sein:
Wir tragen den Lenz im Herzen. —

Wau-Wau.

Sein erstes und letztes Duell.

Humoreske aus dem Englischen von J. Cassirer.

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem der letzten Herbstabende, als ungefähr ein Duzend Herren in dem behaglichen Rauchzimmer des Schlosses unseres Freundes Sir Walworth Tusnell, in dessen prächtigen, wohlgepflegten Waldungen wir des Tags über gejagt hatten, gemütlich plaudernd zusammen saßen. Anfangs bildete die Jagd den Gegenstand der Unterhaltung, und jeder von uns wußte etwas zu erzählen. Ueber Jagden in allen Theilen der Erde, von solchen mit Raubtieren, bei denen es um ein Haar das Leben gekostet hätte, und anderen wieder, die ungeahnte reiche Beute brachten, wurde gesprochen. Allmählich wandte sich das Gespräch aber einem anderen Thema, dem Duell, zu, und manche Geschichte aus jenen alten Tagen, in denen eine geringfügige Beleidigung mit einem Menschenleben aufgewogen wurde, wurde oft mit unverhohlener Sehnsucht nach der „guten, alten Zeit“ zum besten gegeben.

„Darf ich mir die Frage erlauben, ob Sie vielleicht, Herr Major, jemals in Ihrem Leben einen Zweikampf bestanden?“ Mit diesen Worten wandte ich mich an Major Molever, einen alten, rüstigen Herrn von ungefähr achtzig Jahren, der während des Tages bei der Vertilgung der Japanen eine Hauptrolle gespielt hatte.

„Ob ich jemals ein Duell gehabt habe?“

„Sehr wohl, vorausgesetzt, daß diese Frage nicht zu indiscret ist.“

„Nun ja“, antwortete der Major mit feinem Lächeln, „ich hatte einmal in meinen jungen Jahren ein Duell, erhielt aber dabei eine solche Lektion, daß ich nie mehr in meinem Leben eine Herausforderung zum Zweikampfe angenommen habe.“

„Sie hatten wohl das Unglück, Ihren Gegner zu töten?“ warf Lord Glenton ein.

„Das zwar nicht, aber ich selbst benahm mich dabei als Esel und Schwächling und hatte obendrein noch das Unglück, infolgedessen meine Braut zu verlieren.“

„Die Geschichte erzählt wohl in Ihnen zu traurige Erinnerungen, als daß Sie sie uns erzählen könnten, Herr Major?“

„Keineswegs“, antwortete der Major, „ich habe sie vollkommen verschmerzt, und wenn Sie es wünschen, meine Herren, will ich sie gerne erzählen. Ich tue dies um so lieber, als sie eine Lehre für die jüngeren Herren enthält, was ja eigentlich bei jeder Geschichte der Fall sein sollte.“

„Erzählen Sie, bitte, Herr Major“ — „Lassen Sie uns Ihre Geschichte hören“, und ähnliche Aeußerungen kamen von allen Seiten, bis uns der Major folgendes zum besten gab:

„Meine Geschichte geht bis in jene Zeiten zurück, die noch vor dem Regierungsantritt Ihrer Majestät liegen, anfangs der dreißiger Jahre. Ich stand damals als junger Furchs von einundzwanzig Jahren als Unterleutnant in einem unserer Parade-Regimenter, den Dragonern. Ich war damals so eitel und eingebildet, wie nur ein junger Mann sein konnte, und von der Wichtigkeit der Stellung, die ich im Weltall einnahm, vollkommen durchdrungen. Mein Vater, der General Molever, war ein persönlicher Freund Sr. Majestät, und ich selbst hatte zu den höchsten Gesellschaftskreisen Zutritt. Mittel standen mir im reichsten Maße zur Verfügung, und so führte ich das Leben eines Schmetterlings, mich wenig um den folgenden Tag kümmernd. Es gab eine Menge junger Damen in allen Kreisen, so redete ich mir wenigstens ein, die für mich schwärmten, und meine ganze Zeit schwand so mit nichtigen Liebesleien dahin. Aber endlich sollte auch ich erfahren lernen, was wahre Liebe heißt. Auf einem Hofballe hatte ich Lady Geraldine Bond gesehen. Von ihrer Erscheinung war ich ganz hingerissen, es war dies auch weiter kein Wunder, da sie ihrer Schönheit wegen als Königin der Saison galt. Ich ließ mich ihr vorstellen und tanzte an diesem Abend mehrere Male mit ihr. Später konnte man mich immer dort finden, wo auch sie zu finden war. Unsere Vertraulichkeit wurde von Tag zu Tag größer, und da ich damals durchaus kein übler Kerl war, bildete ich mir ein, ich hätte auf sie einen ebenso tiefen Eindruck gemacht, wie sie auf mich. Ein paar Wochen später hielt ich um sie an, und zu meiner großen Freude wurde meine Werbung auch angenommen.“

Meine Liebe zu ihr war wahr und echt und machte mich etwas besonnener. Ich gab manche meiner leichtsinnigen Gewohnheiten und auch vieles, das man mit einem weit böseren Namen hätte bezeichnen können, auf und widmete mich ausschließlich meiner Braut. Zum Glück waren unsere beiderseitigen Eltern mit unserer Verbindung einverstanden, und allgemein wurde ich zu meiner Wahl beglückwünscht. Auch Se. Majestät sprach bei dem nächsten Leber einige freundliche Worte darüber zu mir. Vielleicht gingen die Sachen zu glatt, um einen glücklichen Ausweg zu nehmen, und nur zu bald sollte das schnell schreitende Unheil auch meine Wege kreuzen — leider infolge meiner eigenen Dummheit und Einbildung — wie Sie bald sehen werden.

Der Doktor des Regiments, das ich mit meiner Zugehörigkeit beglückte, war ein Irlander, ein bekannter Witzbold und Leib und Seele unseres Offizier-Kasinos. Er konnte die lächerlichsten Geschichten erzählen, ohne eine Miene zu verziehen oder mit einer Muskel zu zucken. Dabei schonte er keineswegs die Schwächen und Torheiten der jüngeren Mitglieber des Casinos, und wir fürchteten uns immer, mit ihm zusammenzustößen, da wir stets den Kürzeren zogen. Als daher meine Verlobung bekannt wurde, wußte ich auch, daß der Doktor das Kasino auf meine Kosten belustigen würde. Und so kam es auch, und ich sollte mich dabei recht dumm benehmen.

„Ei, du meine Güte!“ fing er an, als ob er zu sich selbst spräche, „so jung verlobt! Ich kenne Lady Geraldine ganz gut. Ich meine nicht etwa die, die schielt und Sommerprossen hat. Nein, ganz gewiß nicht, denn das ist Gertrude. Ich kannte Geraldine schon, als sie noch ein Mädchen von vierzehn Jahren war und auf die Bäume zu klettern pflegte. Und was für einen schönen Mund hat sie!“

Die ganze Gesellschaft mußte laut auflachen, und ich wurde über und über rot.

„Ich bitte recht sehr um Entschuldigung, Herr Dr. Mullens“, sagte ich in anmaßendem Tone, „aber ich möchte Sie doch ersuchen, diese junge Dame nicht zum Gesprächsthema für diese Tischgesellschaft zu machen. Sie müssen schon so gut sein, sich einen anderen Gegenstand für Ihre Scherze zu wählen.“

„Scherze? Es ist durchaus kein Scherz, mein lieber Junge. Sie hat wirklich einen schönen Mund, wie Sie doch

eigentlich wissen sollten. Ich habe sie erst vor zwei Jahren gesehen, und er war damals so schön, als er es je gewesen ist.“

Und wiederum mußte die ganze Gesellschaft laut auflachen.

Ein vernünftiger Mann brauchte sich gegen diesen Scherz nicht weiter aufzulehnen. In meiner Dummheit aber sah ich nur, daß man sich hier über meine zärtlichsten Gefühle lustig machte, und daß das Mädchen, welches ich liebte, beleidigt wurde. „Darf ich als Mann dies dulden?“ fragte ich mich, und mein durch den Wein erhitzter Kopf antwortete: „Nein.“ Ich fuhr daher auf: „Herr Dr. Mullens, ich fordere Sie auf, Ihre beleidigenden Aeußerungen zurückzunehmen, und zwar sofort.“

„Seien Sie doch nicht töricht“, suchte mich Major Gregory, unser Tischvorsteher, zu beschwichtigen. „Sie werden doch nicht etwa so dumm sein, solch kleinen harmlosen Spaß, wie diesen, übel zu nehmen.“

„Das ist meine Sache, glaube ich“, antwortete ich und versuchte es, ihm durch einen Blick meine größte Verachtung zu beweisen. Und mich wieder zum Doktor wendend: „Ich verlange eine Entschuldigung für Ihre Beleidigungen.“

„Ganz recht so!“ „Besteh' darauf!“ „Gib nicht nach!“ riefen mir die jüngeren Offiziere zu. Sie ahnten es wohl, daß mein lächerliches Benehmen ihnen Stoff zu erneuter Heiterkeit geben würde, während ich damals glaubte, daß sie mit mir sympathisierten.

„Nun gut denn“, jagte der Doktor, der so tat, als ob ihm angst würde, „wenn Sie sich setzen wollen, Herr Leutnant Molever, will ich alles aurlächeln.“

Ich nahm Platz, während der Doktor sich erhob: „Meine Herren und Herr Leutnant Molever, es tut mir leid, erklären zu müssen, daß Lady Geraldine Bond keinen schönen Mund hat.“

Übermals erschütterte eine Lachsalve den ganzen Saal, und ich verlor jetzt jede Selbstbeherrschung. Ich ergriff ein gefülltes Glas und warf es dem Doktor ins Gesicht. „Da!“ rief ich ihm zu, „wenn Sie kein Feigling sind, werden Sie wissen, welche Vergeltung Sie hierfür zu nehmen haben.“

Es war uns allen bekannt, daß Dr. Mullens ein sehr tapferer und in der Handhabung der Waffen geschickter Herr war, und oft schon hatte er uns Beweise seines Mutes gegeben. Auch jetzt benahm er sich sehr würdig, er zog nur in größter Ruhe sein Taschentuch hervor, um sich das Gesicht abzutrocknen. Die älteren Herren waren empört über mein Benehmen. „Es ist eine Schande, wie Sie sich betragen haben“, äußerte Major Gregory, seinem Range nach der höchste unter den anwesenden Offizieren, zu mir. —

Stolz und erhobenen Hauptes — es mag wirklich recht lächerlich ausgesehen haben — verließ ich den Saal, blieb jedoch an der Tür einen Augenblick stehen und rief hinein: „Ich darf wohl erwarten, Herr Dr. Mullens, daß Sie mir Ihren Herrn Sekundanten namhaft machen werden; Herr Leutnant Gorely wird die Güte haben, mir beizustehen.“

Gorely war mein bester Freund und Zimmernachbar und auch er gehörte zu denen, die mich zu meinem lächerlichen Vorgehen angespornt hatten.

Mit dem Bewußtsein, die ganze Welt gegen mich in die Schranken gefordert zu haben, ging ich in meine Wohnung und verbrachte dort mehrere Stunden. Dann schrieb ich nachstehendes Billet an Dr. Mullens:

„Falls Sie mir nicht die Vergeltung geben wollen, die ich von einem Ehrenmanne erwarten darf, gestatte ich mir, Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie bei nächster Gelegenheit mit meiner Reitpeitsche öffentlich schlagen werde, wenn Sie es doch nicht vorziehen sollten, wegen der mir angetanen Beleidigung Abbitte zu leisten.“

Gegen Mitternacht kam Gorely auf mein Zimmer. Mit sehr ernstem Gesicht sagte er: „Ich habe alles vorbereitet. Gregory wird sein Sekundant sein. Aber es ist doch eine recht unangenehme und böse Sache, und ich wünschte, ich hätte nichts damit zu schaffen.“

„Was ist denn los?“

„Ich setze voraus, daß du weißt, daß Dr. Mullens als Beleidigter die Wahl der Waffen hat?“

„Gewiß, was ist dabei?“

„Nun, er will ein Duell auf Tod und Leben. Vergeblich protestierte ich gegen solch feiges Vorgehen; aber es gibt keine Wahl mehr; du mußt dich entweder einverstanden erklären oder ihm abbitten, und das sage ich dir schon jetzt, wird sich nur mit einer für dich recht demütigenden Abbitte zufrieden geben.“ Und Gorely stützte sein Haupt auf seine Hände, und mir schien es, als ob er schwer seufzte.

„Du brauchst keine Angst zu haben“, beruhigte ich ihn, und dabei war es mir, als ständen mir die Haare zu Berge, „ich werde nicht abbitten.“

„Was meinst du, was für Waffen der Doktor gewählt hat?“

„Pistolen?“

„Nein, aber Pillen.“

„Pillen? Soll das vielleicht eine neue Beleidigung sein?“

„Ich wünschte, es wäre der Fall. Es ist aber leider bitterer Ernst. Zwei Pillen werden ganz gleich aussehend hergestellt, die eine vollkommen unschädlich, die andere enthält Strychnin. Du nimmst die eine, Mullens die andere.“

„Aber, ist — denn — so — etwas — erlaubt?“ stammelte ich, schon fast halb krank vor Schreck.

„Ja wohl; das gesamte Offizierkorps ist um seine Meinung befragt worden, und unser Major war sogar in Prodes, um mit Sir James Ington zu konferieren, der ja bekanntlich als erste Autorität in Duellangelegenheiten gilt. Er meinte, eine solche Wahl der Waffen lasse wohl auf einen rachsüchtigen Charakter schließen, vom Gesichtspunkt unserer Ehrengesetze aus sei indessen dagegen nichts einzuwenden. Lieber Molever, wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich doch abbitten.“

„Nie! nie“, rief ich und fühlte dabei, wie mein Herz diesen Beteuerungen widersprach. Es war zu schrecklich, wenn ich mir meine Lage vergegenwärtigte, denn daß ich das Opfer sein würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick.

Auf Gorelys Anraten machte ich mein Testament; meine Hand zitterte aber beim Schreiben desselben so stark, daß ich glauben möchte, ein Schreibsachverständiger würde Mühe gehabt haben, dasselbe zu entziffern. Dann schrieb ich ein Billet an Geraldine, das ihr im Falle meines Todes übergeben werden sollte und in dem ich ihr in hochtrabender Sprache Kenntnis gab, daß ich in den Tod gegangen wäre, um die durch eine Beleidigung besleckte Ehre ihres Namens wieder rein zu waschen.

Gorely riet mir, zu schlafen, ebenso leicht hätte auch ich durch die Luft fortfliegen können. Es war eine furchtbare Nacht, und ich verbrachte sie damit, daß ich in größter Unruhe in meinem Zimmer auf und ab ging, mir meiner Dummheit wegen die größten Vorwürfe machend. Das nahm ich mir aber fest vor, sollte ich das Glück haben, noch einmal mit dem Leben davon zu kommen, dann wollte ich mich gewiß in Zukunft weniger anmaßend benehmen.

Um fünf Uhr weckte mich Gorely. Ich trank eine Tasse Kaffee mit etwas Kognak, die aber meinen Mut keineswegs auffrischte. Ich betrachtete mich im Spiegel und erschrak über mein Aussehen, welches so blaß wie das einer Leiche war. Ich glaubte, wenn Gorely mich jetzt noch einmal aufgefordert haben würde, Abbitte zu leisten, ich würde es getan und ihm auf den Knien gedankt haben. Er sagte aber bloß: „Halt den Kopf hoch, alter Junge; ich möchte wetten, du überlebst die Geschichte, und wenn nicht, dann hast du wenigstens die Genugtuung, als tapferer Mann für eine gute Sache gefallen zu sein.“ Ich fühlte mich jedoch keineswegs als tapferer Mann. Unser „Feld der Ehre“ sollte der Saal des Offizier-Kasinos sein, und dorthin gingen wir. Es waren zwar nur wenige Schritte, aber es machte mir doch viel Mühe, sie zurückzulegen.

Beim Eintritt in den Saal ging ein Frösteln durch meinen Körper. Alle Vorhänge waren heruntergelassen, und in dem großen Saal brannten nur zwei Kerzen, was unwillkürlich an ein Leichenbegängnis erinnern mußte. Sämtliche Mitglieder des Casinos waren versammelt; Dr. Mullens sah so gemessen und heiter wie immer aus. Er begrüßte mich in sehr ernstem Tone, dann nahmen wir alle an der Tafel Platz; der Doktor saß mir gegenüber. Mir war es angenehm, daß wir uns hinsetzten, denn ich konnte dabei meine Beine, die stark zitterten, unter dem Tisch verstecken. Man zeigte mir die Pillen; dem Aussehen nach waren sie vollständig gleich.

„Sie wollen gefälligst die erste Pille nehmen, Herr Leutnant Molever“, begann Major Gregory, „der Doktor wird dann die andere nehmen.“ Ich antwortete durch eine Verbeugung, denn mein Hals war so trocken, daß ich keinen Ton hervorbringen konnte.

Die Schachtel wurde vor mich hingestellt. Meine Finger zitterten aber so stark, daß es wohl eine Minute gedauert haben mag, bevor ich eine Pille herausholen konnte. Dann wurde die Schachtel dem Doktor gereicht, der die andere Pille nahm.

„Nicht, meine Herren“, fuhr der Major fort. „Bitte ich Sie beide, die Pillen in den Mund zu nehmen, und, wenn ich das Kommando dazu gebe, sie hinunter zu schlucken.“

Ich nahm die meinige in den Mund und brachte sie mit vieler Mühe hinunter. „Schwören Sie auf Ehre, daß Sie sie verschluckt haben“, ertönte Major Gregorys Stimme. „Ich schwöre, daß ich sie verschluckt habe“, schrie ich laut, denn die Pille brannte sehr stark, als sie durch meinen Hals ging. Ein Glas Wein wurde uns beiden gereicht, und dann erhob sich Dr. Mullens und sagte zu mir:

„Herr Leutnant Molever, es tut mir aufrichtig leid, daß das Glück gegen Sie ist. Am Geschmack meiner Pille merkte ich es, daß ich die unschädliche bekommen habe. Ich möchte Sie daher, so lange es noch Zeit ist, um Entschuldigung bitten; wir wollen uns die Hand reichen und versöhnt scheiden.“

Aber ihm die Hand reichen konnte ich schon nicht mehr. Während er noch sprach, begann schon meine Todesqual. In meinem Hals fühlte ich ein starkes Brennen, und ich konnte den Weg, den die Pille in meinem Hals genommen, durch diesen furchtbaren brennenden Schmerz ganz genau verfolgen. Auch im Magen empfand ich schreckliche Schmerzen, und ich konnte deutlich fühlen, wie sich das Gift bereits dem Blute mitgeteilt hatte und mit ihm durch den Körper floß. Auch mein Kopf war benommen — ich konnte nicht mehr sehen. Ich fiel vom Stuhl und wälzte mich im Todeskampfe auf dem Boden. „Rettet mich! rettet mich! Ach Gott!“ stöhnte ich, während ich vor Schmerzen ganz verzerrt mich auf dem Boden hin und her wand. Seit damals habe ich dem Krieg und seinen Schrecken in allen Teilen der Welt ins Auge gesehen, und ich bin auch dreimal verwundet worden, aber all dies will nichts sagen gegen das, was ich an jenem Tage durchzumachen hatte. Ich konnte meine Kameraden nicht mehr erkennen, ich wußte aber, daß sie um mich herum standen und meinen Todeskampf beobachteten.

„Barmherziger Himmel! Ist ein Irrtum vorgekommen, Doktor?“ hörte ich jemanden fragen, worauf Mullens antwortete: „Nein, ganz gewiß nicht; es kommt genau so, wie ich es Ihnen vorher sagte. Bitte, holen Sie mir doch meine Magenpumpe, Fletscher, aber seien Sie recht rasch.“ Und dann zu mir nieder knieend fragte er: „Armer Junge, tut es denn so sehr weh?“

„Ach, — ich — muß — schon — sterben — sterben“, stöhnte ich zuletzt laut aufschreiend, und von neuem wälzte ich mich in meinem Todeskampfe auf dem Boden.

Der Doktor beugte sich wieder zu mir nieder und fühlte meinen Puls. Sein Gesicht wurde ernst. Dann erhob er sich und sprach leise zu den anderen. Sofort fingen diese an, laut zu lachen, und dieses Gelächter mochte wohl drei Minuten ununterbrochen angehalten haben.

Sterbend, wie ich doch einmal war, stützte ich mich auf meinen Ellbogen, um noch einen Blick auf jene Kannibalen zu werfen, die so wenig Gefühl hatten, laut aufzulachen, während einer ihrer Kameraden mit dem Tode kämpfte. Dieser Blick, so glaubte ich, würde sie ihr ganzes Leben lang verfolgen. Aber noch lauter als vorher lachten sie.

„Weiß der liebe Himmel, Doktor“, sprach Gregory, „ich hatte es doch nicht glauben wollen, obwohl Sie Ihrer Sache so sicher waren. Es ist der beste Spaß, den ich jemals erlebte, ha, ha, ha“, und wiederum lachte das ganze Zimmer.

„Steh doch auf, um's Himmels willen, so steh doch auf!“ rief Gregory mir zu. „Ich habe wohl schon früher von Brotpillen gehört, aber niemals gewußt, daß sie so tödlich sind. Göre, Menschenkind, beide Pillen bestanden aus gewöhnlichem Brot, und du hast dich benommen wie ein —“

Verachtung und Abscheu ließen ihn den Satz nicht zu Ende bringen.

„Und die Sache wäre doch beinahe tragisch geworden“, erklärte Dr. Mullens, „er hätte sich selbst beinahe aus Furcht getötet.“ Sie wälzten sich vor Lachen.

Wenn man mit Blicken töten könnte, hätte ich alle, wie sie da standen, ermordet. Mit all der Würde, die mir zu Gebote stand, erhob ich mich und verließ das Zimmer, und jetzt hätte ich ganz gern eine Dosis Strychnin in allem Ernst genommen. Seltsam aber war es, daß meine Schmerzen, so rasch sie gekommen, auch wieder verschwunden waren.

So wie ich es fürchtete, kam es auch. Noch an demselben Tage erregte die Geschichte meines Duells in sämtlichen Klubs und Salons die größte Heiterkeit, und auch Geraldine soll darüber gelacht haben. Ich konnte nicht den Mut fassen, Geraldine sofort zu besuchen, denn ich wußte nicht, wie ich mich wegen meines Benehmens bei ihr rechtfertigen sollte. Es wurde mir jedoch jede Rechtfertigung

erwart. Denn als ich sie am folgenden Tage besuchen wollte, meldete mir der Diener, sie sei nicht zu Hause. Tags darauf begegnete ich ihr, aber — sie ließ mich unbeachtet stehen.

Ich ließ mich sofort in ein Regiment, das in Indien stand, versetzen, und erst vor vierzehn Jahren kehrte ich nach England zurück, nachdem in den Berichten hierher mein Name wegen hervorragender Tapferkeit dreimal erwähnt worden war. Jenes unblutige Duell hatte mich für immer von meiner Eitelkeit geheilt, freilich um einen hohen Preis — den Verlust einer geliebten Braut.

„Aber wodurch wurden denn bei Ihnen jene Vergiftungserscheinungen hervorgerufen, Herr Major?“ fragten wir noch.

„Nur einzig und allein durch meine Einbildung“, antwortete der Major. „Dr. Mullens behauptete allen Ernstes, wenn man mich nur noch ein paar Minuten in meinem Buhne gelassen hätte, wäre es mit mir vollständig vorbei gewesen.“



Die elf Scharfrichter.

Ein grauer Titel ist's fürwahr!
Ich kann den Zweite nicht bezwingen;
Die Elfe wollen — wie schauerbar —
Das Gute, Alte — ums Leben bringen.
Das Alte aber wurzelt so fest,
Dem gibt nicht einer allein das Recht.
Ich hab' es von allen Seiten vernommen:
Da müssen schon bald ein Duzend kommen!

Wau-Wau.

Cafe walt.

Die Dantees fingen den Hummel an
Als Cafe walt-Tänzer und Kenner,
Der Raptus fakte auch Frankreich sodann,
Schlug selbst die steifen Briten in Bann,
Nun hupfen auch deutsche Männer.
Auch deutsche Männer und deutsche Frau'n
Cafewalken nach ausländischem Muster.
Da sind wild zappelnde Beine zu schau'n,
Viel Stiefelsohlen werden zerhau'n,
Zur großen Freude der Schuster.
Auch uns're Köchin verachtet ihn nicht
Und sammt ihrem Musketiere
Ist sie auf den Cafe walt ganz riesig erpicht
Sie ist bei ihrem Zweigentmergewicht
Die richtige Cafe-Walküre!

Wau-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Eine zweimal aufgehobene Verlobung.

Er hätte ihn nicht wegen Hausfriedensbruches angezeigt, wenn der Andere nicht so gemein gewesen wäre, ihn in den Zeitungen zu blamieren.

Er war der Schwiegervater in spe, der Schlächtermeister Paul M. . . ., der Andere war der Schwiegersohn in spe, der Friseur Arthur Lademann.

Richter: Sie waren der Bräutigam von Frä. M., der Tochter des Schlächtermeisters M.?

Angekl.: Det war id un davor konnte id mir ooch betrachten, denn erschtens hatte id den elterlichen Sejen von ihre Seite jekricht un zweetens ha'm det ja die Eltern von meine Braut ihre Seite mang de Zeitungen jeseht. Id habe det Blatt mitjebraht, hier steht et; sehn Se, hier (lesend): „Unsre Tochter Paula mit Herrn Lademann verlobt, und hier unten Paul M. nebst Gemahlin“. Det jeniecht doch, da kann id mir doch for'n rejelären Breitjam halten, wat?

Richter: Nun sollen Sie sich aber so benommen haben, daß die Eltern die Verlobung aufgehoben haben.

Angekl.: Na sehn Se, det is aber det draurige, det se so wat jedhan ham. Warum denn? Det kriecht nu keene Worte nich. Id bin mich keene Schandthat nich bewußt. Denken Sie sich mal, id kriech mang de Fingern, da steht drin, det er, wat der Herr Schlächtermeister is nebst Gemahlin de Balobung mit mir ufheben, det heeßt von de Tochter mit mir.

Richter: Wir verstehen schon. Sie behaupten nun, heute noch nicht den Grund zu kennen?

Angekl.: Det behaupte id. —

Der Zeuge Schlächtermeister M. sagt aus:

Wat id un meine Frau betrifft, war uns een Frisör iebraucht nich janz jenöhm, aber meine Paula wollte, un dat is unser eenziget Kind, na da sollte se ihr'n Will'n ham. Wir hatten uns ooch schon an den Mann jewöhnt. Da treffe id mein Freund Würde, der fracht ob det ne Liebesheirath wird. „Nabierlich“, saje ich. „So, ooch von seine Seite?“ saacht er. „Na id denke doch“, saje id. „Da biste schief jewidelt!“ saacht er. Un nu erzählt er mir, der Frisör Lademann hätte jesaacht, er wär der Breitjam von zehntausend Gummchen un nebenbei mihte er noch 'n weiblichet Wesen ufnehmen. Id jing nu sofort nach Hause un meine Paula meente, wie se sich ausjehult hatte, sie will ihm nicht mehr sehen un id erklärte nu in de Zeitung die Balobung von unsre Seite for ufjehoben.

Richter: Ohne vorher den Bräutigam zu benachrichtigen? Das war nicht richtig. — Angeklagter, haben Sie so etwas gesagt?

Angekl.: Det jlobe id nich. Aber et is ja nich janz unmöglich. Man quatscht ja manchmal wat man nich verantworten kann. — Id lief nu wie id det jesehen hatte voller Ufrejung zu meine Braut, eben zu die von frieher, id habe nämlich schon wieder 'ne neue seit vorichte Woche, und verlange, det se mir sajen, woso un warum det in de Zeitung steht. Keen Mensch sagt mich Bescheid, der Olle schrie blos immer: „Raus Sie Schust! raus, raus.“ Det kann nu Jeder sajen, id wollte doch blos wissen, warum un weswegen. Id blieb also, bis er mir mit Jewalt rauschmiß. Da brüllte id noch zwischen de Thüre det id de Balobung ufhebe. Un det lieh id nu ooch in de Zeitung sehen, sojar sehr jroß un dick, det hat mich 16 M. un funfzig Jennje gekost't. (lesend): „Ich erkläre meine Verlobung mit Fräulein Paula — — — —“

Richter (unterbrechend): Genug.

Der Angeklagte wird freigesprochen.

Angekl.: Det is scheene. Nu konnte ja allens wieder jut sin un id konnte mir ja nun noch mal mit Freilein Paula baloben, aber det leid meine jekije Braut nich, un et is ooch besser so.



Wurst wider Wurst.

Herr: „Eigentlich sollten alle Damen einen Zettel auf der Brust tragen, auf dem geschrieben steht, wie viel Mitgift sie erhalten!“

Dame: „Ganz richtig! Und die Herren müßten einen Zettel auf dem Rücken haben, auf dem zu ersehen ist, wie viel Schulden sie haben!“

Blüthen amerikanischen Humors.

„Ich glaube, mein Freund hat noch nie jemand im Leben hintergangen.“

„Und einem solchen Esel soll ich eine Stelle geben? Glauben Sie, ich hätte Zeit, ihm die Anfangsgründe des Geschäfts beizubringen?“

„Dieser Automobilfabrikant hat eine ihm höchst angemessene Handlung vollführt.“

„Was that er denn?“

„Er machte eine Hospital-Stiftung.“

„Wie könnte ich den ältesten Einwohner der Stadt erforschen?“

„Das Beste ist, Sie fragen nach dem größten Lügner.“

„Diese Frau Smith ist aber für eine ernste Beschäftigung nicht zu gebrauchen.“

„Was hat sie denn wieder angestellt?“

„Sie blieb von der Versammlung des Müttervereins weg, um ihr krankes Kind zu pflegen.“

„Jones Stedenpferd ist das Sammeln von Alterthümern, wie ich höre.“

„Ja, er hat versucht, alte Schulden einzukassiren.“

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Voormert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schaefer, Wiesbaden.